

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1907)

Artikel: Die Grundlagen der Volkskunst
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und überstiegen unter ungeheuren Schwierigkeiten — mit etwas Artillerie und grossem Tross — die bereits überschneiten Alpenpässe. Am 14. Dezember lagerten die Eidgenossen vor Mailand.

In ganz Italien erregte ihr unvermutetes Erscheinen grösste Verwunderung; man wusste es nicht zu erklären, dass „sichè Sguizari fanno valentamente contra Francesi e il stato di Milan senza esser mossi nè pagati di alcuno“. Der Venetianer Sanuto fügt seiner Berichterstattung den Ausruf bei: Opus Dei!

Der Papst erfuhr am 17. oder 18. Dezember durch Schinner die Freudenbotschaft. Der Kardinal bat ihn dringend, seinen Landsleuten unverzüglich Hilfe zu senden, damit das Invasionsheer nicht wieder, ratlos und sich verlassen wähnend, den Intrigen der Franzosen nachgebe und umkehre. Der Oberfeldherr der Liga, Don Ramon von Cardona, Vizekönig von Neapel, stand bei Imola und versammelte dort das Heer, war aber noch nicht marschbereit. Der Papst musste sich begnügen, unverweilt durch Lobsprüche und Ablassverleihung Dank und Aufmunterung ins eidgenössische Lager zu senden. Er wollte noch deutlicher seinen guten Willen bezeugen und da bot sich ihm der Zufall, sie durch eine aussergewöhnliche Ehrung zu fesseln, durch die Verleihung des geweihten Schwertes und Hutes.¹⁾

STANS.

(Schluss folgt.)

ROBERT DURRER.



DIE GRUNDLAGEN DER VOLKSKUNST.

Wenn wir das Wort „Volkskunst“ gebrauchen, möchten wir vor allem keine Missverständnisse erwecken. Wir verstehen darunter keine, oder doch wenigstens nicht in erster Linie, Bauernkunst. Auch keine Kunst nationaler Art, die das Wesen eines bestimmten Volkes zum Ausdruck bringt. Wir arbeiten an einer Kunst, die alles, was den Menschen umgibt, durchflutet, die die gesamte Produktion mit Schönheit erfüllt und sättigt. Und auch hier

¹⁾ Das Verhältnis der Schweizer zur Politik Julius II. wird in meinem Buche „Die Schweizergarde in Rom und die Schweizer in päpstlichen Diensten“ eine umfassende Darstellung finden.

müssen wir uns wieder gegen Missverständnisse verwahren. Beim Spinnen von Seide und Baumwolle, bei der Gewinnung von Eisen und anderen Rohprodukten werden immer nur qualitative, nicht aber ästhetische Rücksichten massgebend sein. Aber alle diese Dinge bedeuten auch keine definitive Produktion, sie erfüllen keinen Endzweck, sie sind nur Zwischenstufen, keine Endprodukte. Eben darin liegt einer der Grundirrtümer unserer Zeit, dass man diesen Zwischenprodukten eine Bedeutung gibt, die mit Qualität und Schönheit nichts zu tun hat, sondern sie einfach als meist minderwertige Marktware in die Welt wirft. Nur ein kleiner Prozentsatz unserer Industrie liefert definitive Erzeugnisse; der ganze grosse Rest befasst sich nur mit den Zwischenprodukten. Diese nehmen nicht nur den weitaus grössten Teil unserer Arbeiter in Anspruch; ihnen widmen sich auch die besten Köpfe, die grössten Organisatoren nicht nur unter den Industriellen, sondern überhaupt im Lande. Und nach der Herstellung dieser Zwischenglieder richtet sich auch der Geldmarkt, die Finanzlage. — Gibt es etwas Selbstverständlicheres, als dass die Herstellung des Endresultats die wichtigste aller Industrien sein sollte? Ziehen wir nicht aus diesem Endresultat allein, das den Gesetzen der Formerschaffung, also künstlerischer Arbeit unterliegt, Nutzen für unser Leben, nicht nur für unsern Beutel? Beeinflusst nicht die Kunstform, die wir in unserer Wohnung, auf der Strasse, überall, sehen, unser ganzes Gefühlsleben, unsern Charakter? Und doch ist es gerade dieser Teil des Gewerbes, der seit der Mitte des letzten Jahrhunderts immer weiter nach rückwärts gekrebst ist. Denn er hat seine Selbständigkeit verloren, seit er sich den Gesetzen der Produktion von Materialien und Werkzeugen — zu diesen zählen wir auch die Maschinen — angepasst hat. Wie bei diesen galt als Ziel die Beherrschung des Marktes durch Massenproduktion, der Gewinn an Arbeitszeit und Arbeitskraft.

Diese Umstände allein hätten vielleicht zur blossen Zweckform geführt, die weder geschmackvoll noch geschmacklos ist und sich in der Mitte zwischen künstlerischem Wert und Unwert hält, wie zum Beispiel die Form der Maschine oder des amerikanischen Schreibtisches. Aber es kam ein schlimmes Element dazu, eine Sumpfpflanze, die auf dem Reichtum wucherte, den das Aufblühen von Industrie und Handel gebracht hatte: das

Parvenuwesen, die falsche Prunksucht. Alles sollte von fürstlichem Reichtum zeugen, die prunkhaftesten Geräte überbieten, die in alten Schatzkammern ruhen, und trotz alledem billig sein. Die Folge davon war Dekoration und kein Ende. Diesem Bedürfnis kamen die neugegründeten Kunstgewerbeschulen entgegen; sie bildeten hunderte von kunstgewerblichen Zeichnern aus, Leute, die gewandt darin sind, nach Vorlagewerken (die moderne Reproduktionstechnik ist auch nicht schuldlos an unserer gewerblichen Unkultur) allerlei „Motive“ zusammen zu kopieren und, je nach dem Gegenstand, den ihre tolle Ornamentik überwuchern sollte, zurecht zu biegen und zu stützen. Sie hatten nicht gelernt, werkmässig zu arbeiten; sie konnten nur „zeichnen“ und taten es ohne jede Kenntnis von Material und Technik, ohne jeden grossen Blick fürs Ganze. Diese parasitären Lebewesen haben seit Jahrzehnten, seit die Handwerksmeister alten Schlags teils ins Grab, teils ins Wirtshaus gesunken sind, die Herstellung der Endprodukte, der Gebrauchsgegenstände geleitet. Und zwar nicht als Selbständige und Verantwortungsvolle, sondern als Angestellte, und meist gering gewertete Angestellte des Industriellen oder des Kaufmanns. Alles wurde auf den Schein gearbeitet. Man vergass die einfachsten Zweckanforderungen. Eine Periode der Unkultur begann, die heute wohl ihren Höhepunkt überschritten, aber noch nicht ihr Ende erreicht hat. Besserung trat erst ein, als man darauf kam, dass die Endprodukte durch Männer hervorragender Art hergestellt werden müssen. Zuerst in England, wo William Morris das theologische Studium und Cobden Sanderson die Advokatur aufgaben, um sich gewerblicher Arbeit zu widmen. Dann in den andern germanischen Ländern, wo hervorragende Maler, harmonisch entwickelte Kulturmenschen, der Palette entsagten, um Möbel und Gebrauchsgegenstände zu schaffen. Heute ringt sich immer mehr der Gedanke durch, dass die ganze Industrie unter den Druck der Kunst kommen muss. Verstand man in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts unter Kunst fast immer Malerei, für Ausstellungen, Museen und Salonwände bestimmte Malerei, hie und da Skulptur und in ganz seltenen Fällen auch Architektur, so ist das heute anders geworden. Der Gewerbekünstler und der künstlerisch fühlende Architekt treten heute in den Vordergrund des Interesses.

Ihre Aufgabe ist keine leichte. Für den Handwerker bis zur Biedermeierzeit war es nicht so schwer, gute Formen zu schaffen; denn er brauchte nichts weiteres zu tun, als die ererbten Formen dem Fortschreiten der Zeit anzupassen. Aber heute stehen wir am Schluss von ein paar Jahrzehnten, in denen die gute Tradition ganz aufgehört hat, und die Lebensbedingungen haben sich so sehr geändert, dass ein Wiederanknüpfen bei der alten Kunst weder möglich, noch wünschbar ist. Dazu kommt, dass die Unkultur vom Produzenten auf den Abnehmer übergegangen ist, und um diese zu bekämpfen, ist der einfache Handwerker nicht stark genug; dazu bedarf es der Autorität des Künstlers und Kulturmenschen.

Dass das Publikum nicht gegen die Unkultur im Gewerbe gekämpft hat, sondern sich selbst davon ergreifen liess, ist wieder auf mehrere Ursachen zurückzuführen. Einmal auf die Hast und Jagd und Ruhelosigkeit, von der das Leben fast aller in unserer Zeit ergriffen worden ist, die zu grosse Arbeitslast, das Aufgehen im Erwerbsleben, das kein Kunstverständnis und keinen Kunstgenuss mehr aufkommen lässt. Dann aber auch die Organisation des Handels, speziell des Detailhandels, der sich mit dem grossen Publikum abgibt.

Hier können wir wieder die gleiche Beobachtung machen, wie bei der Industrie. Der Handel mit den Zwischenprodukten nimmt die besten Kräfte und die besten Köpfe in Anspruch. Den Verkauf der Endprodukte besorgen die ungebildeten Ladenschwengel, und seine Majestät, der Reisende. Darf man ihnen aus ihrer Geschwätzigkeit einen Vorwurf machen? Nein, sie ist unumgänglich notwendig. Denn die Industrie produziert massenhaft, und sie haben für den massenhaften Absatz zu sorgen. Sie müssen dem Kauflustigen sagen, was das „Neueste“, „Modernste“, „Eleganteste“ ist. Und der Käufer ist schwach genug, sich seinen Geschmack vom Ladenschwengel und vom Commis-Voyageur diktieren zu lassen.

Ist die Geschmacksbildung und das Sachverständnis unseres Volkes wieder so weit gediehen, wie sie zur Zeit unserer Grosseltern war, so dass wenigstens eine Mehrheit unter den Gebildeten gewillt ist, die wirklichen Bedürfnisse und den eigenen Geschmack

bei seinen Einkäufen befriedigt zu sehen, einen Geschmack, der wohl bei jedem wieder etwas anders ist, dessen Grundzug aber immer Gediegenheit und Sachlichkeit, das Streben nach Wesen und nicht nach Schein ist: dann können der Ladenschwengel und der Reisende, die immer ihren miserablen Geschmack durchdrücken wollen, nicht mehr die Berater des Publikums sein. Nur der gebildete Verkäufer kann liebevoll auf den Geschmack des Einzelnen eingehen. Gebildete Damen, die Geschmack besitzen, eignen sich wohl am besten zu solcher Stellung. Sie können am besten zwischen dem Käufer und dem Verfertiger der Endprodukte vermitteln. So besteht auch die Möglichkeit, dass die Industrie Bedürfnissen entgegenkommt, statt Bedürfnisse zu schaffen, dass sich die Herstellung der Mittelprodukte nach den Endprodukten richtet und nicht umgekehrt.

Allerdings hat sich ein bedeutender Teil der Zwischenproduktindustrie immer nach den Endprodukten gerichtet: das ist der Maschinenbau. Die Maschine passt sich allen Bedürfnissen an. Sie hat sich der gewerblichen Unkultur angepasst und dem Überdekorationsstil alle möglichen Details geliefert, für den Schreiner die Renaissance zum Ankleben, für den Architekten die Zinkornamente. Und so noch vieles. Sie wird sich auch den Anforderungen der Sachlichkeit, des gediegenen Materials; der künstlerischen Formgebung fügen. Sie arbeitet am leichtesten, wenn sie Stoffe guter Qualität verarbeiten muss. Sie hat auch ihren eigenen dekorativen Stil. Nur darf man ihr nicht zumuten, Ornamente, die durch Handarbeit sich entwickelt haben, nachzuahmen. Das hat sie immer schlecht gemacht und dadurch an Ansehen bei Leuten mit Geschmack verloren. Doch ist man heute auf dem besten Wege, durch die von verständiger und künstlerischer Hand geleitete Maschine Gegenstände, besonders Möbel herzustellen, die allen Anforderungen, auch denen des verwöhntesten Geschmacks, genügen und doch billig sind. Das ist für die Verbreitung der Gewerbekultur von grösster Bedeutung.

Zur Schaffung von Endprodukten unserer Industrie, die nicht beschämend für unsere Kultur sein sollen, bedarf es der Dreieinigkeit des gediegenen Verkäufers, des tüchtigen Technikers und des talentierten Künstlers, von denen auch nur zwei selten

in einer Person zu finden sind. Arbeiten aber alle drei einträchtig, unter kluger Benutzung aller Errungenschaften unserer Zeit, so können wir auf eine Kunst hoffen, so gediegen, so selbstbewusst und so schön, wie sie noch keiner Zeit geblüht hat.

ZÜRICH.

DE PRAETERE.



IBSEN UND DAS MODERNE PRIVATRECHT.

Die Privatrechtswissenschaft von heute ist nicht mehr die Begriffsjurisprudenz von gestern. Die Methode der Rechtswissenschaft ist nicht mehr die einseitige, die sie war. Geschichtsforschung, Nationalökonomie, Psychologie und Soziologie haben zu einer andern, vertieften Betrachtungsweise geführt. Vor allem wurde unserer Rechtswissenschaft in jüngster Zeit eine materiell-kritische und zugleich von Grund auf idealistische Forschungsweise wieder gewonnen. In dieser Richtung wirkte einmal die Germanistik, es sei nur an den Kampf Gierkes um ein deutsches, volkstümliches Recht bei Erlass des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches erinnert, ferner die Kritik von sozialistischer Seite (um nur Anton Mengers Büchlein, „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“ zu nennen, welches einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machte und auf das deutsche bürgerliche Gesetzbuch und auf den schweizerischen Zivilgesetzentwurf nicht zu verkennenden Einfluss erhielt), vor allem aber die neukantische Philosophie. Auf ihrer Grundlage baut sich — ein eigenartiges stolzes Phänomen — ein modernes Naturrecht auf. Es sei nur auf Stammlers prachtvoller, wie in einem Zuge grosser Begeisterung geschriebene „Lehre vom richtigen Recht“ verwiesen.

Die Methode ist's alleweil, die eine Wissenschaft erst zur Wissenschaft macht und die ihr ihren Charakter verleiht. Mit diesen neuen Methoden hat sich unsere Wissenschaft selbst erhöht. Damit hat sie sich neue, grosse, schwere Aufgaben gestellt und ihre Horizonte mächtig erweitert.

Sie sind es im wesentlichen nun auch, die es ermöglichen, dass wir zu Ibsen in ein bestimmtes Verhältnis treten können. Ein